Nummer 177 Montag, 26. Juli 1926

Berliner Familien-Zeitung

Der rote Brief

Detektivroman von Hardy Worm

[15. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Gouret hat Sie des Mordes bezichtigt. Gestehen Sie schon die Tat ein."

Der Verhaftete schlug die Fäuste gegen seine Stirn und brach in ein irrsinniges Gelächter aus.

„Gouret mich bezichtigt. Der Mörder mich bezichtigt. O, nun will ich Ihnen alles sagen. Gouret hat den Baron getötet. Gouret, der Lump. Wenn er doch nie meinen Weg gekreuzt hätte. Ich wäre der glücklichste Mensch von der Welt."

„Wenn ich Ihrer Unschuldigung Glauben beimessen soll, müssen Sie mir Beweise liefern", sagte der Detektiv trocken.

„Beweisen, ja, beweisen kann ich es Ihnen nicht. Ich sagte Gouret die Tat auf den Kopf zu. Und er gestand sie ein. Er lachte und sagte, ich hätte mich der Beihilfe schuldig gemacht. So bekam er mich ganz in seine Gewalt."

Der Detektiv atmete erleichtert auf.

„Erzählen Sie mir wahrheitsgetreu alles. Ich will dann sehen, ob ich Ihnen Ihr Los irgendwie erleichtern kann."

Der Verhaftete kämpfte schon wieder mit den Tränen. „Wenn Sie das tun würden, wenn Sie das tun würden. Beim Andenken meiner Mutter: ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen.

Vor vierzehn Tagen kam dieser Gouret — er gab sich mir gegenüber als Franz Mercier aus, seinen wahren Namen erfuhr ich erst vor wenigen Tagen. Also vor vierzehn Tagen kam dieser Gouret zu mir und fragte mich, ob ich mir auf leichte Art und Weise ein schönes Stück Geld verdienen wollte. Nun, wer möchte das nicht? Ich antwortete ihm, daß ich gern bereit sei, ein Nebengeschäft zu machen, wenn es mich nicht mit dem Gesetz in Konflikt bringe. Er beschwichtigte mich und sagte, es handle sich im Grunde genommen nur um einen kleinen Vertrauensbruch.

Er erzählte mir nun, daß er früher mit der Gräfin ein Liebesverhältnis gehabt habe und sich aus dieser Zeit her noch ihn kompromittierende Briefe im Besitz der Frau von Biberstein befänden. Die Gräfin aber gäbe diese Briefe nicht heraus, und da sie augenblicklich mit dem Baron in freundschaftlichem Verkehr stände, läge die Vermutung nahe, daß sie demselben die in einem roten Umschlag steckenden Schriftstücke zur Aufbewahrung übergäbe.

Nun, in diesen Kreisen passieren ja die absonderlichsten Dinge. Ich glaubte diesem Mercier, in dem ich nie einen Verbrecher vermutet hätte, aufs Wort. Ich glaubte ihm wirklich aufs Wort. Meine Aufgabe sollte nun darin bestehen, den Baron ständig zu beobachten. Ich sollte ein Loch in die Zimmertür bohren usw. — und Mercier sofort Bescheid sagen, wenn ich bemerkte, daß sich der Baron im Besitze des roten Briefes befand. Gouret versprach mir zweitausend Mark, und ich ging auf seinen Vorschlag ein. Denn diese zweitausend Mark fehlten mir gerade, um einen eigenen Hausstand gründen zu können. Nachdem mir Gouret fünfhundert Mark Vorschuß gegeben hatte, entfernte er sich.

Am Sonntag abend, also zwölf Stunden vor der Abreise der Gräfin, bemerkte ich, daß der Baron ein rotes Kuvert in seinen Schreibtisch legte. Als ich Mercier, mit dem ich mich am selben Abend verabredet hatte, davon Mitteilung machte, wollte er bereits in der Nacht den Versuch machen, das Schriftstück zu stehlen. Als ich ihm aber sagte, daß die Wohnung am nächsten Morgen zwei Stunden lang leerstehe und der Baron die Briefe sicher nicht zum Bahnhof mitnehmen werde, ließ er sich von mir die Wohnungsschlüssel aushändigen und wollte den roten Brief Montag vormittag entwenden. Er gab mir dann nochmals fünfhundert Mark.

Nun muß ich ja sagen: ganz wohl fühlte ich mich nicht in meiner Haut. Es bestand ja die Möglichkeit, daß er die ganze Bude ausräumte.

Ich war daher heilfroh, als ich Montag vormittag sah, daß nur der Brief entwendet worden war."

„Hatten Sie denn mehrere Schlüssel zur Wohnung?" fragte der Detektiv, dem jetzt der ganze Fall restlos geklärt schien.

„Wir hatten vier Paar Schlüssel. Je ein Paar befand sich im Besitz des Barons und der Gräfin, die restlichen zwei Paar hatte ich in Verwahrung. Die Schlüssel aus der Bozener Straße waren genau so verteilt."

Wolter schlug sich vor den Kopf.

„Hätte ich mir doch damals, als ich Sie verhörte, sämtliche Schlüssel vorlegen lassen."

Der Diener lächelte leicht.

„Dann hätte ich Ihnen auch die Reserveschlüssel zeigen können. Denn Gouret hatte sie mir am Mittag zurückgebracht. Wir hatten in einem Kaffeehaus eine Unterredung. Gouret war sehr wütend. Er behauptete, den Brief nicht gefunden zu haben. Als ich ihm aber sagte, daß der Brief tatsächlich entwendet worden war, wurde er sehr nachdenklich. Schließlich aber sagte er mir, er habe immer noch etwas Mißtrauen gegen mich, und ich solle ihm auch noch die Schlüssel aus der Bozener Straße aushändigen. Und auch das tat ich.

Als ich am nächsten Morgen vom tragischen Ende des Barons erfuhr, war ich geradezu entsetzt. Wenn Sie damals gekommen wären, Herr Doktor — ich glaube, Sie hätten mir auf zehn Meter Entfernung das schlechte Gewissen angesehen. Als mich am Mittag der Kommissar verhörte, hatte ich mich schon gefaßt.

Gouret aber hatte die Frechheit, zwei Tage später noch einmal mit mir in Verbindung zu treten. Ich sagte ihm in dem Lokal, wo wir uns befanden, den Mord auf den Kopf zu. Er leugnete auch nicht, sondern drohte mir noch und behauptete, ich hätte mich der Beihilfe schuldig gemacht.

Da die Wohnung des Barons geschlossen wurde, mußte ich mich nach einem neuen Zimmer und nach einer anderen Stellung umsehen. Gouret aber ließ mich nicht aus den Augen, machte mich durch Drohungen gefügig, und so wurde ich denn Mitglied dieser verfluchten Bande."

Der Kammerdiener schwieg erschöpft. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„So. Und nun geben Sie mir noch den Schlupfwinkel der Banditen an."

„Herr Doktor, auf Ehre und Gewissen: den weiß ich nicht. Den werden auch die anderen nicht wissen. Nur soviel hörte ich heraus, daß die Führer einen geheimen Unterkunftsort haben."

„Wer hat Ihnen das Essen ausgehändigt?"

„Der dickige Josef."

„Kenne ich", sagte Henschke.

„Ja, er war mein Verbindungsmann. Wir trafen uns heute früh in Schwerins Bierhallen."

„Na, Henschke, dann wissen Sie ja, was Sie zu tun haben", wandte sich Wolter an den Assistenten. „Auch hier in der Auguststraße wollen wir für die nächsten Tage einen scharfen Bewachungsdienst einrichten. Und nun noch eins, Becker, welches Erkennungszeichen hat die Bande?"

Der Diener reichte dem Detektiv die Hand.

„Nichts weiter als diesen Händedruck."

„Ich danke Ihnen, Becker. Sie werden jetzt natürlich abgeführt, aber ich will alle Hebel in Bewegung setzen, daß Sie bald entlassen werden."

Der Diener verbeugte sich stumm. Dann ging er willig mit den Beamten mit.

XIX.

Der rote Brief

Becker hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich abermals die Tür öffnete und Schlüter, gestützt auf Kommissar Kipper und noch einen Beamten, hereinwankte.

Sein Gesicht hatte schon wieder etwas Farbe bekommen. Aber seine Zähne schlugen im Schüttelfrost aufeinander.

Mühsam schilderte er Wolter die Erlebnisse des vorigen Abends. Er gab den Wortlaut des Gesprächs wieder. Und Tränen der Wut traten ihm in die Augen, als er berichtete, mit welchem Hohn ihn Gouret behandelt hatte.

„Ich gehe mit, lieber Doktor. Warten Sie nur eine Stunde, dann bin ich wieder frisch und munter. Den Gouret will ich selbst unter meine Finger kriegen."

„Ich fürchte, lieber Schlüter," bemerkte der Detektiv trocken, „es wird höchste Zeit, daß ein Arzt Sie unter die Finger kriegt. Im übrigen können Sie sich beruhigen: Ihre sogenannte Dummheit hat sich als größte Klugheit ausgewirkt. Wären Sie nicht mit einem Male vom Erdboden verschwunden gewesen —, wer weiß, ob wir dann schon das Dunkel gelichtet hätten. Denn wir haben bis jetzt zwei Geständnisse erzielt. Wir wissen, wo sich der rote Brief befindet — Fräulein Hansen wird mich gleich in die andere Wohnung Lerour' führen, nicht wahr . . . . ja, zum Teufel, wo ist denn Fräulein Hansen?"

Alle blickten sich verdutzt an.

„Ich habe sie zum letzenmal auf dem Hof gesehen", sagte Kipper. „Sie hat ja noch in dem bewußtlosen Schlüter einen Herrn aus Wiesbaden erkannt. Was sagte sie doch gleich? Richtig: Ach, hätte ich das vorher gewußt."

„Ja, hätte ich das vorher gewußt." Wolter wurde kirschrot vor Wut und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch. „Jetzt, wo wir nun glücklich alles beisammen haben, verschwindet die Hansen wieder. Los, man soll sie suchen."

Die Kriminalbeamten rannten davon.

Harry Wolter fluchte wie ein Türke. „Himmeldonnerwetter, jetzt wird der auch wieder ohnmächtig." Er kam gerade noch zurecht, um seinen Sekretär, der vom Stuhl sank, aufzufangen.

Schnell rief er einen Revierbeamten. „Hier ist Fahrgeld. Nehmen Sie sofort ein Auto und bringen Sie den Herrn hier in das Sanatorium von Doktor Wild. Der soll aufpassen, daß er ihm nicht sofort wieder ausrückt. Ab. Marsch!"

Zwei Polizisten verschwanden mit dem Ohnmächtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner als Aushängeschild

Das französische Volk besitzt eine große Hochschätzung für die deutsche Musik, und man kann beobachten, daß auf sämtlichen Konzertprogrammen sie etwa zwei Drittel der Darbietungen liefert. Bekannt ist ja das Wagnerianertum der Franzosen, das seinerzeit selbst während des Krieges nicht nachließ und die Absetzung der Wagnerwerke vom Spielplan der Theater verhinderte. Amüsant ist es zu beobachten, wie findige Geschäftsleute diese Verehrung für den deutschen Meister für ihre Zwecke auszubeuten verstehen: Vor einigen Tagen konnte man auf dem Karren eines der „Schmökerhändler" am Quai d'Orsay einen Band von Elémir Bourges' Roman „Die Götterdämmerung" finden. Das Werk behandelt das Leben eines Malers, der auf die höchsten Höhen des Ruhmes gelangt, um schließlich seine Kräfte schwinden zu sehen und das traurige Los der von der Menge Vergessenen zu teilen. Mit Wotan und Siegfried hat die Fabel des Romans nichts zu tun, aber dem Antiquar erschien es wohl für sein Geschäft besser, sie in den Bereich der Götter- und Heldensagen zu verlegen, und so hatte er denn mit Bleistift auf den Umschlag des Buches geschrieben: „Nach der berühmten Oper von Richard Wagner".

Anerkennung

Ein alter Esel und eine auch schon über die Mädchenjahre hinausgewachsene Gans klagten sich gegenseitig ihr Leid, daß man sie „die Dummen" nenne.

„Wie unrecht!" sagte der alte Meister Langohr. „Was wäre die Wissenschaft ohne uns Esel! Die ganze Weisheit des Altertums und des Mittelalters ist auf Pergament aus Eselshaut überliefert!"

„Und mit Gänsefedern," rief die Gans, „ist sie niedergeschrieben!"

Meister Reineke, der Fuchs, der den beiden schmunzelnd zugehört hatte, steckte ein ernsthaftes Gesicht auf und sagte: „Unbestritten! Eure erlauchten Ahnen haben unendlich viel für die Wissenschaft geleistet, — allerdings," fügte er hinzu, indem er sich noch etwas weiter aus dem Hufbereich des Esels zurückzog, „allerdings nie bei ihren Lebzeiten!"

Flappy Flipp

Die Badeanstalt

Von

Michael Soschtschenko (Leningrad)

In Amerika soll es ganz ausgezeichnete Badeanstalten geben.

Kommst du da zum Beispiel hin, so legt du deine Wäsche in einen dazu bereitstehenden Kasten und kannst dich nun getrost waschen gehen. Brauchst dir keinerlei Sorgen zu machen, es könnte etwas abhanden kommen oder gestohlen werden.

Vielleicht findet sich da mal auch ein besonders vorsichtiger Amerikaner, der zum Bademeister sagt:

„Hören Sie mal, Mister Guddei, passen Sie ein wenig auf."

Aber nötig ist das nicht. Es geht auch so.

Wenn dann der Amerikaner wieder herauskommt, überreicht man ihm seine frischgewaschene und -gebügelte Wäsche, die Zubläppen weiß wie Schnee, die Unterhosen gestopft und geflickt.

Auch bei uns sind die Badeanstalten nicht übel. Freilich etwas schlechter. Waschen kann man sich aber auch.

Nur mit den Garderobenummern hat man manchmal seinen Aerger.

Vorigen Sonnabend nun gehe ich in die Badeanstalt (nach Amerika, denke ich, werde ich deshalb doch nicht reisen). Man gibt mir zwei Nummern: die eine für die Wäsche, die andere für den Mantel und die Mütze.

Wohin soll aber ein nackter Mensch die Zettel tun? Wohin, bitte? Taschen sind ja nicht vorhanden. Nichts als — Bauch und Beine. Wohin also mit den Zetteln? An den Bart kann man sie doch auch nicht binden.

Ich binde sie also an die Beine, an jedes Bein einen — um nicht gleich beide auf einmal zu verlieren. Dann begebe ich mich in den Baderaum.

Die Zettel pendeln nun an den Beinen hin und her. Das ist recht störend bei der Fortbewegung. Eine Fortbewegung aber ist unbedingt nötig, weil eine Waschschüssel nötig ist. Ohne Waschschüssel kann man sich ja nicht waschen.

Ich begebe mich also auf die Suche nach einer Waschschüssel.

Da steht ein Mitbürger und wäscht sich in drei Schüsseln gleichzeitig: in der einen steht er, in der anderen seift er sich seinen Schädel ein und die dritte hält er mit der linken Hand fest, damit sie ihm nicht gestohlen wird.

Ich will ihm also diese dritte Schüssel wegnehmen. Aber er gibt sie nicht her.

„Was fällt denn dir ein," sagt er. „dich an fremden Schüsseln zu vergreifen? Paß auf," sagt er, „ich haue sie dir gleich um die Ohren."

Ich sage:

„Das ist aber keine Art, einem Schüsseln um die Ohren zu hauen. Das ist ja, sage ich, reinster Eigennutz, was du da treibst. Andere Leute wollen sich doch auch waschen."

Er aber dreht mir den Rücken zu und wäscht sich weiter.

Laß ihn, denke ich, — soll er mit seinen drei Schüsseln glücklich werden. Jetzt wird er sich ja absichtlich drei Tage lang waschen.

Und ich gehe weiter.

Nach einer Stunde sehe ich da einen Onkel stehen, der seine Schüssel nicht festhält. Ob er sich nun gebückt hatte, um die Seife aufzuheben, oder nur so in Gedanken versunken dastand — ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich ihm die Schüssel weggenommen.

So, nun hatte ich eine Schüssel aber keinen Platz, um mich hinzusetzen. Wie soll sich aber ein Mensch stehend waschen?

Nun einerlei. Ich stehe also, halte die Schüssel in der Hand und wasche mich.

Um mich herum aber wird gewaschen. Große Wäsche. Der eine wäscht seine Hose, der andere seine Unterhose, der Dritte — weiß der liebe Himmel, was der wäscht. Jedenfalls, kaum daß er sich gewaschen hat, ist er wieder von oben bis unten dreckig. Der Dreck spritzt nur so umher. Und ein Lärm! Es vergeht einem die Lust, sich zu waschen. Man kann gar nicht hören, wo man sich einseift.

Hol sie der Teufel, denke ich — ich werde mich zu Hause fertig waschen.

Ich gehe also in den Vorraum.

Gegen den einen Zettel werden mir die Sachen ausgeliefert. Alles ist richtig, nur die Hose ist nicht die meine.

„In meiner Hose", sage ich, „war hier ein Loch, in dieser Hose aber ist es da."

Der Bademeister aber sagt:

„Wegen der Löcher", sagt er, „sind wir hier nicht angestellt".

Meinetwegen. Ich ziehe die Hose also an und hole mir den Mantel, d. h. ich will ihn holen. Ich bekomme ihn nämlich nicht — man verlangt die Garderobenummer. Ich habe aber vergessen, den Zettel vom Bein abzunehmen. Es hilft nichts — ich muß mich wieder ausziehen. Ich nehme die Hose ab und suche den Zettel — er ist nicht da. Die Schmur ist da, aber der Zettel ist weg. Er ist weggewaschen.

Ich reiche dem Bademeister das Schnürchen hin. Aber er will nicht.

„Gegen die Schnur," sagt er —, „gebe ich die Sachen nicht heraus. Da könnte ja jeder Schnüre vorweisen. So viele Mäntel gibt's ja gar nicht. Warte," sagt er, „bis alle Leute fort sind, dann gebe ich dir den Mantel, der übriggeblieben ist."

Ich sage:

„Vielleicht klebt dann aber der größte Mist übrig? Gib ihn mir, sage ich, nach folgenden Merkmalen heraus: die eine Tasche ist zerrissen, die andere fehlt ganz. Und was die Knöpfe anbetrifft, so ist nur der oberste vorhanden."

Er hat ihn mir wirklich ausgehändigt. Die Schnur hat er mir gelassen.

Ich kleide mich also an und gehe auf die Straße. Plötzlich fällt mir ein: ich habe ja die Seife liegen lassen!

Ich gehe also wieder zurück. Aber im Mantel läßt man mich nicht in den Baderaum.

„Zieh dich aus", sagt man mir.

„Nein," sage ich —, „zum dritten Male ziehe ich mich nicht aus. Gebt mir wenigstens den Gegenwert."

Aber sie wollen nicht.

Natürlich wird jeder gewissenhafte Leser, der an Formalitäten gewöhnt ist, nun fragen:

„Welche Badeanstalt ist denn das? Wo befindet sie sich? Bitte um die genaue Adresse."

Welche Badeanstalt? Eine ganz gewöhnliche. Zu 10 Kopeken. Aber in welcher Straße sie sich befindet — nein, das sage ich nicht. Das könnte mir schlecht bekommen.

(Aus dem Russischen übersetzt von M. Pfahler.)

Schiller im Volkspark. Jenseits der Stadt, inmitten der grünen idyllischen Gänge und Hecken des Volksparks Jungfernheide und unter einem strahlenden Himmel fand auf der Rasenbühne dieses Parkes die Freilichtpremiere von Schillers Räubern statt. Ein Minimum an Theaterszenerie, ein Lehnstuhl, bunte Blusen, schwarze Röcke, das Naturumkreis von hellen Bänken, Birken, Büschen, romantischer Entrücktheit, verschlossen von grünen Kulissen. Alles war der Illusion anheimgegeben. Das Stück wurde in der Bearbeitung Ferry Werners und der Regie Max Mothes gedrängt und pausenlos gespielt. Von den Darstellern gab allein der Spiegelberg Jago Weiß' Charakteristik. Der Beifall war herzlich und gesteigert durch die romantische Stimmung der Szenerie und der Zuschauer.

F.